

Was Dir bestimmt [Fortsetzung]

Autor(en): **Markwalder, Marga**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Marga Markwalder

Was Dir bestimmt

ROMAN Für das Feuilleton bearbeitete Fassung

13. Fortsetzung

An Billy dachte sie kaum. So ehrlich war sie doch, dass sie sich sagte, sie träge wohl ebenso grosse Schuld wie er. Sie hätte unverzüglich, noch bei Tag, umkehren sollen, als sie sich allein mit ihm gesehen. Aber das Abenteuer hatte eben gelockt. Sie hatte leichtsinnig der Gefahr getrotzt, dem Locken des Wassers nicht widerstehen können und sich dieses verd... Badekostüm übergestreift. Worauf dann allerdings Billy gemeint hatte, zum Baden sei es doch wohl zu kalt. — Aber auch Mama traf ein Teil der Schuld. Sie war nicht so unerfahren, dass sie nicht gewusst hätte, was Billys Einladung bedeutete. Sie hatte unumwunden zugesagt, ohne sich nach den nähern Umständen zu erkundigen. — Ruhelos drehte sie sich, suchte sich immer neu zu lagern, um den Schlaf zu finden. Die Glieder schmerzten ob der ungewohnten Härte dieser Ruhestätte.

Leichte Schläge fielen gegen die Mauer. Sie erhob sich und schaute zum Fenster hinaus. Draussen fiel hell, grell das Licht der Laterne auf ein Gesicht, das halb unter dem Wasserspiegel lag. Die Wellen spielten mit den Haaren, kämmten sie bald nach links, bald nach rechts. Jedesmal, wenn sich über dem schwarzen Loch in der Stirne wieder ein blutiger Tropfen gebildet hatte, gutschte das Wasser darüber und spülte ihn hinweg, zu beiden Seiten der scharfgeschnittenen Nase in die Augen hineinfließend. Unablässig, immerwährend. Paul Germann. Sie hatte ja gewusst, dass er tot war. Ja. Dass er nicht mehr leben wollte, weil alle Welt wusste, dass sie Billys Geliebte war. Wie musste er frieren unter dem Wasser, so allein... «Jetzt habe ich kommen wollen, gleich morgen, und nun bist du tot», sagte sie traurig und fühlte, dass sie ein Herz von Stein besass. Sie wollte ihn berühren, doch ein stechender Schmerz im Arme hielt sie zurück. Da sank er tief hinunter, tief, bis auf den Grund des Sees, weil er nicht die bekommen hatte, ohne die er glaubte nicht leben zu können, und weil sie eine Kupplerin war. «Aber nein doch», flüsterte Billys abwehrend: «Ich nicht! Du meinst Ma...»

Sie erwachte. Draussen hellte der Tag. Die Kerze, die sie sich an Stelle des elektrischen Lichtes entzündet hatte, war erloschen. Tief, befreit atmete sie auf. «Soll ich kommen, Paul Germann? Wartest du noch?»

*

Durch Billys Telephonanruf erschreckt, erschien Madeleine gegen zehn Uhr mit Kleidern im Badehaus unten. Wie eine Nachtwandlerin, verstört, mit verbissenem Gesicht schritt Annelies hinter ihr her nach der Villa am Waldrande oben, wo sie von Mama empfangen wurde.

«Was ist denn geschehen, Annelies?» jammernte Elena beim Anblick dieser Märtyreriene.

«Nichts», erwiderte die Tochter verstockt, und ihr Blick ging gleichsam durch die Mutter, hindurch.

«Du musst dich ja schrecklich erkältet haben!»

«Allerdings.»

«Dann geh gleich zu Bett. Madeleine richtet dir ein heisses Bad, Karlina bringt dir Wärmeflaschen und einen Grog, ich telefoniere Dr. Farbecht.»

«Ich will keinen Arzt! Und den Indanthrenfarbenen schon gar nicht! Jetzt komm mir, bitte, mit keinem Manne mehr!» rief sie heftig, aus ihrer Stumpfheit erwachend. «Siehst du», raunte die böse Stimme im Innern, «nun hat sie gleich den Dritten zur Hand, da sie sieht, dass die Sache mit dem Zweiten offenbar gescheitert ist!» Denn auch Dr. Farbecht gehörte seit einiger Zeit zu Annelieses Verehrern. Er war Frauenarzt mit Praxis an der Bahnhofstrasse in Zürich, Besitzer einer schönen Villa am See. Da wäre ja alles prächtig beieinander...

Rechts zur Seite, links zur Seite und an den Füßen Wärmeflaschen, einen Glühwein im Magen, zwei Aspirin dito, so lag Annelies im Bett, schwitzte, starrte zur Decke empor und wartete auf die Lungenentzündung, die sich nun einstellen musste. Von Zeit zu Zeit atmete sie behutsam ganz tief ein, füllte die Lunge bis ins hinterste Eckchen mit Luft, aber die bekannten, heimtückischen Stiche wollten sich nicht einstellen. Mama war dagesen. Natürlich, sie hatte doch wissen müssen, was sich zugetragen. Hatte sich Annelies beim Berichte vielleicht im Tone vergriffen? Warum nur hatte es ihr so scheinen wollen, als ob Mamas Ausbruch — unfassbar, grenzenlos enttäuscht, nie für möglich gehalten, wie man sich in einem Menschen trügen kann! — nicht echt gewesen sei? Schliesslich hatte sie sich, das Herz voll Groll über das ungewaschene Maul der Tochter, der sie doch eigenhändig leckere belegte Brötchen ans Bett gebracht hatte und voll Enttäuschung über die Menschen, wobei unter «Menschen» diesmal Billy gemeint war, gekränkt entfernt. Annelies drückte den Kopf steif in das Kissen zurück. Ach was! Das Magazin, die Zeitschriften, die Madeleine ihr gebracht hatte, liess sie verächtlich liegen. Ein beinahe unüberwindliches Gefühl, zu toben, einfach zu toben, überfiel sie. Sie hätte schreien, alles zerreißen mögen. Nichts, aber auch gar nichts geschah so, wie sie es sich dachte und wünschte! Es war, als ob alles und alle nur ihr zuleideleben würden. Mit der Lungenentzündung war es wahrscheinlich nichts und also auch nichts mit dem Sterben an Paul Germanns Brust. Was nun? Diese Haltlosigkeit machte sie noch verrückt, sie fühlte förmlich, wie gespannt ihre Nerven waren.

Was war das aber auch für eine Idee, sie müsse ihm ihre Liebe beweisen dadurch, dass

sie ihm Opfer bringe, für ihn arbeite! Und er? Wodurch bewies denn er seine Liebe? Wohl dadurch, dass er seine kostbare Freiheit hingeben und dafür sie besitzen «musste», sie, Anna Elisabeth Amberg, Inhaberin eines ganzen Kometenschweifens von Verehrern und Anbetern, Grafen, internationalen Sportgrössen, berühmten Spezialisten und so weiter. Was dachte er sich eigentlich? — Nein, sie konnte die Sache drehen und wenden, wie sie wollte, diese Rechnung stimmte nicht. Ein seltsamer Kauz, dieser Paul Germann.

Arbeit, Pflichterfüllung, Zufriedenheit. Sie hatte das alles schon früher vernommen, nicht nur von Paul Germann und im Konfirmandenunterricht. Das waren ja Grossmutter Ambergs Ideen von Volkswohlfahrt. Grossmutter, ja, die würde ihn verstehen...

Man sprach nicht viel von ihr im Hause Amberg. Mama und Lilian pflegten jeweils mitleidig zu lächeln, wenn die Rede zufällig auf die Mutter Wilhelm Ambergs kam. Die alte Frau hatte sich nicht entschlossen können, ihre einfache Wohnung in Wollishofen mit einer vornehmern «Etag» zu vertauschen, wie es der Sohn nach seinem Aufstieg gewünscht hatte. Wie seit ihrer Verheiratung lebte sie zwischen ihren altmodischen Möbeln, den gestrickten und gehäkelten Decken und Deckelchen, der roten Plüschgarnitur, der immer ein Hauch von Kampfer anhaftete, still und bescheiden zusammen mit ihrem jüngern Sohn, dem gefürchteten Onkel Jean, der Sekundarlehrer war. Den Haushalt besorgte sie ganz allein, ohne jede Hilfe und legte ihre Ehre darein, jeweils am Waschartag morgens zu waschen, nachmittags zu plätten und abends die feingeflickte Wäsche wieder versorgen zu können. Alle Wünsche und Anregungen ihres ältern Sohnes bezüglich eines dienstbaren Geistes lehnte sie stets entschlossen ab. Niemand brauche sich der Arbeit zu schämen; sie sei glücklich, dass sie wisse, wozu sie auf der Welt sei, dass sie ihre Pflichten habe. Die hohe Rente, die Wilhelm ihr allmonatlich zustellen liess, brauchte sie nie für sich und den Haushalt — das hätte Jean auch nicht zugegeben. — Sie verwendete sie zum Teil für wohltätige Zwecke — einer ganzen Reihe von gemeinnützigen Vereinen stand sie vor — den andern Teil legte sie beiseite: «Man kann ja nie wissen...» In Sonnenberg liess sie sich nicht allzuoft blicken, Jean überhaupt nie. Sie erschien jeweils am Osterfest und an Weihnachten, wo sie den Kindern Schürzen — auch Fritz wurde damit bedacht — oder handgestrickte, wollene Unterwäsche schenkte, die die um ihre schlanke Linie besorgten, eiteln Gofen natürlich nie trugen. Mit zunehmendem Alter erhielten sie dann ganze Ballen Leinwand, Haushalts- und Kochbücher, Tischwäsche und Küchenschürzen als Grundlage einer dereinst fälligen Aussteuer. Das alles lag aufgestapelt irgendwo im Estrich oben. Annelies nahm sich vor, die Sachen wieder in Augenschein zu nehmen, sobald sie das Bett verlassen würde. Grossmutter fühlte sich nicht wohl hier oben, sie liess es immer merken, dass ihr die ganze Art der Hausführung und der Erziehung gar nicht zusagte. «Müssiggang ist aller Laster Anfang», war ihr Hauptmotiv. «Das Annelieseli holt sich die Marmelade selbst in der Küche. Warum immer gleich läuten? — Siehst du, Lilly» — Lilian sagte sie nie — «wenn du dein Schürzchen tragen

Feierlich in Gehrock und Zylinder, muss er bei jedem Wetter seines Amtes walten, und wenn in einem Jahre wenig Todesfälle eintraten, dann war es für ihn kein gutes Jahr. Er ist trotz seinen 82 Jahren geistig regsam und bei gutem Humor.



Der Omesäger begibt sich auf seine Tour. Seine Frau hilft ihm beim Anziehen, damit die Würde seines Amtes auch äusserlich gewahrt bleibt.



Hier teilt er einem Verwandten des Toten das Ableben mit. «Die Verwandte lönd i ersueche mit dr Frau z'Chelche z'cho am Mittwochvormittag am dri vor em Hus...»

Der Omesäger

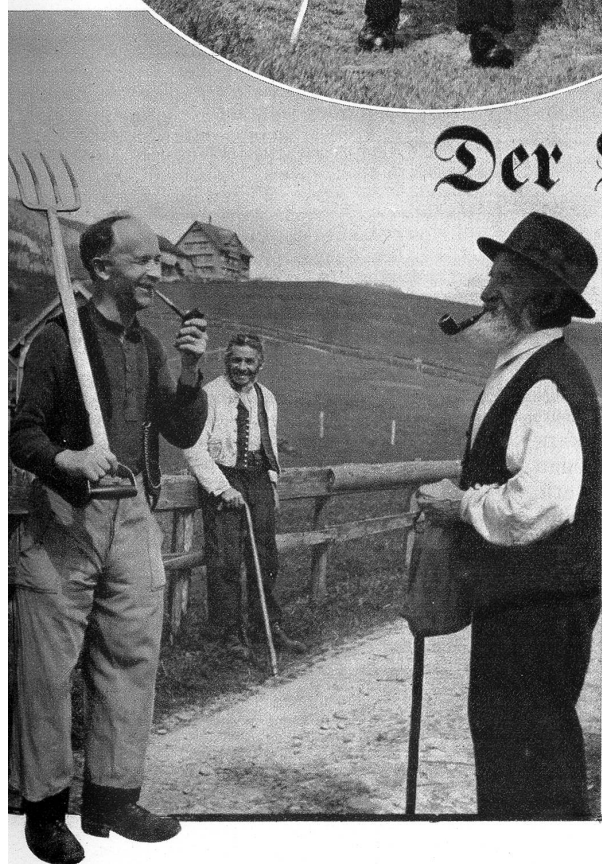
Ein
Toggenburger
Brauch

Wer weiss heute, im Zeitalter des Radios, wohl noch, was ein «Omesäger» ist? Es handelt sich hier um ein Ueberbleibsel aus der Zeit, als es noch keinen Radio und keine Zeitungen auf dem Land gab und man das Ableben eines Menschen nicht in grösseren oder kleineren Todesanzeigen den Leuten mitteilen konnte. Statt der Todesanzeige trat und tritt also heute noch in einigen ländlichen Gegenden der «Omesäger» auf. «Omesäger» heisst soviel wie Leichenbitter. Dieser Mann wird vom Gemeindeamt eingesetzt, und wenn im Dorf oder in der Umgebung jemand stirbt,

tritt er in Tätigkeit. Er zieht sich den schwarzen Gehrock und den Zylinder an, wie auch ein ernstes, bekümmertes Gesicht (deshalb spricht man heute noch von einer Leichenbittermiene) zieht zu Freunden und Bekannten und Verwandten des Toten und meldet Zeit und Tag der Beerdigung.

Wir haben den «Omesäger» von Ennetbühl ob Nesslau besucht und mussten gleich nach wenigen Minuten feststellen, dass er von Natur aus keine Leichenbittermiene mit herumträgt, sondern über ein sonniges, schalkhaftes Toggenburger Gemüt verfügt.

Der
Ome-
säger
privat



würdest, hättest du nun das Kleid nicht mit Schokolade verschmiert! — Es ist doch so schön, etwas zu werken, etwas zu hantieren. gelt, Fritzli!» Das war früher gewesen, jetzt sagte sie nichts mehr; sie dachte wohl, dass da Hopfen und Malz längst verloren seien. Alles atmete jeweils auf, wenn der Chauffeur sie abends wieder nach Zürich zurückbrachte. Doch mit Paul Germann würde sie sich zweifellos ausgezeichnet verstehen. Aber was würde sie zu ihr, Annelies, sagen? —

Sie führte sich unterdes die guten Sachen, die Mama ihr trotz der doppelten Enttäuschung bringen liess, zu Gemüte, knabberte Salzmandeln und Pralinen, schleckte feinsten chinesischen Tee mit Rahmzugabe und fand

es herrlich, so verwöhnt und umhätschelt zu werden. Dabei begann sie zu niesen, sich die Nase zu putzen und fühlte sich Halsweh bekommen. Sollte es tatsächlich mit dieser simplen Erkältung sein Bewenden haben?

Sie genoss das Nichtstuerleben in vollen Zügen. Und all das sollte sie opfern, aufgeben, ihm zuliebe? War sie denn nicht schon glücklich und zufrieden? Nein, sie war es keineswegs. Nicht mehr seit jener Stunde, da er sie geküsst hatte und mit seinen strengen Forderungen an sie herangetreten war, seit er ihr sein «gedankenlos, leichtsinnig, oberflächlich» entgegengeschleudert. Wie, wenn sie nun zu ihm gehen würde? Nach Tössmatten? In Gedanken konnte sie das

unbesorgt und ohne Verpflichtung tun. Wie wohl würde sie ihn treffen? Es gab tausend Möglichkeiten für dieses Wiedersehen, und das Ausdenken der interessantesten, der romantischsten Wendung reichte zu einer abwechslungsreichen Unterhaltung.

Sie stellte sich das Haus vor, in dem er nun wohnte. Für gewöhnlich waren das Doktorhaus und das Pfarrhaus die schönsten der Gemeinde — so stand es wenigstens in den Büchern, die Annelies las. Sie konnte sich aber gut denken, dass er in einer armeligen, elenden Hütte wohnte, wo die Wänden an den Wänden herumkräsmeten, die Kellerasseln in allen Fugen hockten und wo

sich grosse schwarze Spinnen von den Decken herunterliessen. Und sie würde ihm auch dorthin folgen, sicherlich.

Im Wohnzimmer unten wurden Stimmen laut. Annelies hob lausend den Kopf. Wer mochte jetzt, nachts um zehn Uhr, wie sie mit einem Blick auf die diamantbesetzte Platinuhr feststellte, noch zu Besuch gekommen sein? Das war doch — aber ja, diese Stimme, dieser tiefe Wohlklang, der nur allzugern in gewöhnliches Soprankekreisch überkippte, war nicht zu verkennen. Sie klingelte, und Seline erschien unter der Türe, hastig.

«Was ist los?» fragte sie brummig, wie es ihre Art war.

«Wer ist unten?»

«Frau — ach, dieser Name mit witsch-witsch — Orangewitsch oder Aprikosowitsch — ist angekommen. Mehr weiss ich nicht. Soll ich unten sagen, Sie möchten sie sehen?» Seline war sichtlich erpicht darauf, einen Grund zu haben, um das Wohnzimmer betreten zu können.

«Nein», machte ihr das Fräulein im Bett einen Strich durch die Rechnung. «Ich bin nicht so neugierig.»

Selinens rote Nase verschwand wieder. Mamas Schluchzen drang herauf, bei Papa «hörte alles auf», Lilians Stimme bemühte sich in der Erregung umsonst, die wohl lautende Tonlage einzuhalten.

Gegen halb elf Uhr schob sich Fritz, im Pyjama, ins Zimmer.

«Schläfst du, Annelieseli?»

«Nein, bei diesem Krach...»

«Liliaaan ist wieder im Lande.»

«Ich habe es gehört. Was will sie denn hier?»

«Ihre Exzellenz hat ihr den Laufpass gegeben, oder sie ist ihm davongelaufen.»

«Was?»

«Ist bestimmt so. Mir sagen sie es natürlich nicht. Da heisst es von schlechtem Klima, steifem Milieu, die Schwiegereltern wohnen im gleichen Haus, desgleichen zwei Schwestern, dazu sprechen sie weder deutsch noch französisch, bei Tisch werde gebetet — au du! stell dir die Liliaaan vor!! — man habe von oben herab auf sie geschaut — und so weiter. Kannst du dir ja denken. Aber ich habe immer gesagt, dass sie nicht zu ihm passt. Ist es wahr oder nicht?» heischte er und horchte, ob sich nicht jemand der Türe näherte.

Gedankenvolles Schweigen.

«Sag, Fritz, bist du eigentlich glücklich?»

Fritz überlief feuerrot.

«Blödsinnige Frage», knurrte er unwirsch und lenkte ab: «Was meinst denn du dazu?» Zu Lilian nämlich.

«Ach, sowas Aehnliches habe ich ja erwartet. Das lege ich zu dem andern Aerger, den man tagtäglich erlebt.»

Fritz nickte verständnisinnig und knisterte mit einem Papier in der Tasche seiner Jacke. Daraufhin trennten sich die beiden Märtyrer. — Nein, das konnte auf Annelies allerdings keinen Eindruck machen. Eine Scheidung gehörte in ihren Kreisen zu den Alltäglichkeiten. Man hatte sich geirrt; Irren war menschlich. Annelies besass eine Freundin, die sich nach sechs Wochen Ehe hatte scheiden lassen, eine andere, seit einem halben Jahre verheiratet, hatte schon von der Möglichkeit einer Trennung gesprochen, eine dritte — das war ein Fall, der sie stärker beeindruckte — hatte ihr noch letzten Winter glückselig und im Vertrauen mitgeteilt,

dass sie ein Kindehen erwarte; einen Monat später hiess es, sie habe sich von ihrem Manne getrennt. Dann war sie zur «Erholung» ins Gebirge verschwunden. Von einem Kindehen war nie die Rede mehr... Und dabei waren sie alle zwanzigjährig wie Annelies. Dumm, unerfahren, unschuldig kam sie sich vor neben diesen Frauen, die sie neckten, ob sie es nicht auch versuchen wolle? Versuchen? Mit Paul Germann? Mit dem Manne dort, wo Hasen und Füchse einander «Gut Nacht» sagten? Von dorthier gab es kein Zurück mehr, das war sie sicher. —

Fritz aber schlich bedrückt in seine Bude, wühlte sich dort ins kalte Bett, schmiss das Kissen in weitem Bogen ins Zimmer hinein und zerrte das Oberleintuch hervor. Dann zog er aus der Tasche ein kleines Zettelchen und las beim Lichte einer Taschenlampe mit drei Batterien und einem Scheinwerfer folgende Zeilen, die er in qualvollen Stunden sich entrunnen hatte:

«Liebe Ines!

Tränen stürzen mir in die Augen, wenn ich an den letzten Samstag zurückdenke. Wie konntest du nur mir einen Lineal anrühren und sagen, ich sei ein Ruech! Ich habe nur dich (als Schatz, aber das sagte und schrieb man nicht) und niemand sonst. Ich bin so froh, dass ich die Schönste von der ganzen Klasse habe. Mit der Paula habe ich sicher nichts zu tun, die ist ein Aff.

Herzlich küsst dich dein Fritz A.»

Und dabei fragte die Schwester noch, ob er glücklich sei! Einfach naiv!

Zu Anneliesens Enttäuschung blieb es bei der einfachen Erkältung. Aber es fiel ihr deswegen nicht ein, das Bett zu verlassen. Sie fühlte sich müde, matt, kraftlos, nicht körperlich, sondern seelisch zerschlagen. Lilians Geschichte — auch ihr war sie, wie dem Bruder, in milder Form mitgeteilt worden — gab ihr mehr zu schaffen, als sie erst gedacht hatte. Bereits sah sie sich und Paul Germann in ähnlicher Lage. Mama war wortkarg und liess etwa mal Sätze fallen, wie, man erlebe nichts als Aerger mit den Töchtern, das sei der Dank dafür, dass man sie aufgezogen habe, sie möchte, sie wäre unter dem Boden, dann wäre sie allem los. Lilian war am Tage nach ihrer Rückkehr bei Annelies oben gewesen, seither blieb sie unsichtbar.

«Seline, wo ist denn meine Schwester, dass ich gar nichts von ihr höre?»

Seline staunte. Seltsam. Warum wusste das Fräulein Annelies nicht?

«Sie ist doch in einer Klinik in Zürich. Eine kleine Operation», entgegnete sie endlich und gab sich Mühe, einen schonungsvollen Ton anzuschlagen.

«Ach.» Es war mehr ein höfliches und anezogenes Bedauern als wirkliche Anteilnahme.

«Wollen Sie noch etwas?» Seline stellte die hauchdünne, japanische Tasse und das silberne Rahmgefäss auf das Tablett. Annelies vergass die Antwort, und der dienstbare Geist entfernte sich, das ewig ungekämmt aussehende Putzfädenhaupt schüttelnd.

Eine kleine... Warum hatte man ihr nichts gesagt? Plötzlich erschrak sie zutiefst. Ja, sie erschrak vor ihren eigenen Gedanken so sehr, dass sie fühlte, wie ihr alles Blut aus dem Körper zum Herzen drängte, dieses dem Ansturm nicht mehr gewachsen war und schwer schmerzhaft zu arbeiten begann.

(Fortsetzung folgt)

«Das Gebiet der männlichen Heimarbeit verlangt um so mehr energische Pflege, als gerade bei ihm neben wirtschaftlichen auch moralische Momente in Betracht kommen. Der beinahe beschäftigungslose lange Bergwinter schürt leicht den Hang zu einem lähmenden Phlegma, zur Abstumpfung der Energien, was seinen Ausgleich durch einen kurzen, wenn auch überanstrengenden Sommer nicht findet.»

So lesen wir eben in dem «Schlussbericht der eidg. Kommission für die Motion Baumberger an den Bundesrat», der das Bergbauernproblem ins grelle Licht der Wirklichkeit rückte und unser Schweizer Volk aufblicken und aufhören liess. — Es ist ja nicht damit getan, dass man sich an den blitzenden Gipfeln und den so malerischen Heimen im Bergland erfreut. Es ist damit nicht getan, dass man die Berge unserer Heimat als wundersamen Ort der Ausspannung und der Erholung kennt. Unsere Bergbevölkerung erlebt die andere, die lastende, die unerbittliche Seite — und es täte Not zu wissen, dass auch heute noch die Sorge ihren Mantel breitet über so manche entlegene Gemeinde und manches ferne Tal, dem nichts von der gegenwärtigen wirtschaftlichen Hochkonjunktur zuteil wird.

Aber es kann ja nicht genügen, gelegentlich eine gutgemeinte Gabe zu spenden oder da und dort aus mildtätiger Hand eine Unterstützung zu reichen. Jener eidgenössische Bericht weist uns den Weg: Es geht darum, dem Bergvolk unseres Landes die Selbsthilfe und die Selbstversorgung möglich zu machen, allem voran durch Förderung der männlichen Heimarbeit, so wie es in den letzten Jahren die «Berghilfe» systematisch begonnen hat.

Die «Berghilfe», hinter welcher die wohlbekannten grossen und mehrere kleinere gemeinnützige Institutionen unseres Landes stehen (z. B. Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft, Schweiz. Winterhilfe, Schweizer Heimatwerk, Schweiz. Caritasverband, Hilfe für Berggemeinden, Pro Juventute usw.), ist aus den Schweizer Bergen kaum mehr wegzudenken. In ihren Selbstversorgerkursen lernen die Burschen und jungen Mädchen, wie man die notwendigen Reparaturen am Haus- und Arbeitsgerät, an Möbeln und am elterlichen Heimetli zuwege bringt, selbst mit einfachen Mitteln. Damit aber lernen sie nicht nur ihre Freizeit sinnvoll verwerten; ausserdem verwachen sie durch dieses Mithelfen im eigenen Grund und lassen sich nicht mehr durch die scheinbar leichtere und lohnendere Arbeit in die Fabrikstadt locken, wo sie entwurzelt sind und selten die Erfüllung ihrer Wünsche finden.

Und dann die Präzisionsarbeit an der Hobelbank: Die Teile zum Webstuhl werden gehobelt, ausgesägt und zugehauen. Jetzt kommt es darauf an, ob man sich mit halbhatziger Arbeit begnügt und damit für die Schwester oder den zukünftigen Lebenskameraden ein Werk verfertigt, das Anlass zu ständigem Aerger wird — oder ob man das Beste schafft, dessen man fähig ist.

